18. Kapitel

„Liebe Mutter,

Du wirst wohl schon recht ungehalten sein, daß ich Dir bisher immer nur kurze Karten sandte, die sich bloß auf die Meldung der nötigsten Tatsachen beschränkten. Aber Du kannst Dir ja denken: der Dienst in neuen fremden Verhältnissen, der anfängliche dreimalige Wohnungswechsel, kurz, ich weiß wahrhaftig nicht, wo diese vier Monate, die ich nun schon in Warschau bin, eigentlich hingekommen sind?

Nun bin ich aber gottlob in Ordnung mit allem und will Dir, liebe Mutter, dafür heute recht ausführlich berichten. Also, um das Dich am meisten Interessierende gleich vorweg festzustellen: Untergebracht bin ich jetzt einfach großartig, herrlich, ideal! Ich bewohne zwei äußerst gemütliche, hübsch möblierte Stuben, ganz nahe der Gesandtschaft. Ein großes Wohnzimmer mit daran anschließendem Schlafkabinett. Habe das Frühstück im Hause und seit drei Wochen auch das Abendbrot, was erstens viel billiger kommt, zweitens viel gemütlicher ist. Wir plaudern und lachen dann oft noch eine Stunde nach dem Abendessen, oder Frau v. Chodenska musiziert. Sie hat eine wunderbare Sopranstimme, so daß es sogar mir unmusikalischem Menschen ein Genuß ist, ihr zuzuhören.

Aber ich will hübsch beim Anfang anfangen, denn Du kennst meine Hausleute ja noch gar nicht. Also erst die Seele des Hauses: Frau Maria v. Chodenska. Sie ist eine Deutsche, die einen Polen geheiratet hat, der sie nie verstand und zuerst dann noch betrog. Chodenski ist bei irgendeinem polnischen Grafen an der russischen Grenze Gutsinspektor und lebt schon seit vielen Jahren von seiner Frau getrennt. Frau Maria, der seinerzeit die drei Kinder zugesprochen wurden, bezieht eine Rente von ihm und verbessert ihre Einkünfte durch Vermieten einiger Zimmer ihrer großen, eleganten Wohnung. Sie ist noch jung — kaum 34 —, da sie mit 17 Jahren geheiratet hat.

Das älteste der Kinder, Katharina — sie wird im Haus nur Beba ein Kosename aus Hebe gebildet, genannt — ist ein entsetzlich gefräßiger, verwöhnter, übermütiger Backfisch von 16 Jahren, der uns durch seine köstlichen Einfälle, Forderungen und ausgelassenen Streiche beständig in Atem hält.

Ihre jüngeren Brüder — Stanislaus 14 und Kasimir 15 Jahre alt — machen der Mutter viel Sorgen. Stanislaus lernt schwer und Kasimir, der sehr begabt ist, ist faul wie ein Bär im Winterschlaf.

Frau Maria bat mich, ihr bei der Erziehung ihrer drei Sprößlinge ein wenig behilflich zu sein, was ich um so lieber tue, als ich ihr andererseits soviel Angenehmes verdanke. Sie sorgt nämlich für meine Behaglichkeit in wahrhaft mütterlicher Weise, und ich fühle mich in ihrem Familienkreis so daheim und gemütlich, daß ich gar keine Lust mehr verspüre, abends auszugehen oder anderswo Geselligkeit zu suchen.

Eine wichtige Persönlichkeit des Hauses muß ich Dir noch vorstellen: die alte Malu. Sie war einst Bebas Amme, vergöttert und verzieht sie noch heute grenzenlos und sorgt im übrigen großartig für unser aller leibliches Wohl. Außer ihr gibt es noch eine junge Magd für die gröbere Arbeit, doch kommt sie sonst weiter nicht in Betracht.

Malu aber ist eine sehr gewichtige Persönlichkeit. Sie kocht vorzüglich, kann alles wunderbar appetitlich herrichten, eine Tafel prachtvoll decken, wäscht Bebas und Frau Marias weiße Spitzenblusen und meine Handschuhe tadellos wie eine Wäscherin von Beruf und kann außerdem Karten legen und Träume erklären. Abends sitzt sie mit uns bei Tisch und lacht mit uns um die Wette, und wir haben viel Spaß mit ihr.

Gestern mußte ich eine Stunde lang Frau Maria Garn wickeln helfen, weil Malu es befahl. Sie sagte nämlich ganz ernsthaft: „Das ist gar keine Schande, Herr Assessor, einer schönen Frau gefällig zu sein. Dazu sind die Männer da."

Was wollte ich machen? Malus Prinzip ist eben im Gegensatz zu Goethe die Forderung: „Dienen lerne beizeiten der — Mann."

Frau Gersdorfer ließ den Brief in den Schoß sinken und starrte kopfschüttelnd vor sich hin, indem sie vergeblich versuchte, sich das Haus, die Menschen und die Verhältnisse vorzustellen, die ihren Sohn veranlassen konnten, auf das Geheiß einer Magd hin seiner Zimmerfrau ... Garn wickeln zu helfen.

Sonderbar, was das für Leute sein mußten.

Es gefiel ihr auch gar nicht, daß er sich bei diesen Chodenskas so festlegte. Wenn er nicht herumkam, Bekanntschaften machte und Gesellschaften besuchte, wie sollte er denn dann eine reiche Frau finden?

Nachdenklich las sie den Schluß des langen Briefes.

„... Ich wollte, Du kämest einmal her, Mutter, und lerntest Frau Maria v. Chodenska persönlich kennen. Einer so großzügigen, warmherzigen und liebenswürdigen Frau bin ich noch nie im Leben begegnet. Streit oder Unfrieden gibt es in ihrer Nähe nicht. Alles wird in scherzhafter Weise gelöst, Kleinigkeiten gar nicht beachtet. So zum Beispiel war ich durch die beiden ersten Uebersiedlungen in Warschau und allerlei kleine Anschaffungen, die sich als notwendig erwiesen, in punkto Geld etwas abgebrannt vorigen Monat und konnte daher die Miete nicht gleich am Ersten berichtigen. Als ich mich deshalb entschuldigen wollte, fiel mir Frau Maria sogleich lächelnd ins Wort: „Aber mein Lieber, das hat ja gar nichts zu sagen. Ich weiß doch, wie das bei jungen Leuten geht, und möchte nur, daß Sie mich auch da vertrauensvoll als zweite Mutter betrachten. Ich habe meinen früheren Mietern ja auch zuweilen mit kleinen Beträgen ausgeholfen. Wenn Sie also mal in Verlegenheit sind, kommen Sie ruhig zu mir. Soweit meine Mittel reichen, springe ich Ihnen gern bei. Gehen Sie nur zu keinem Wucherer. Die sind bei uns zahlreicher und schlimmer als anderswo."

Was sagst Du dazu? Hast Du eine solche Frau schon kennengelernt? Natürlich werde ich nie Gebrauch von ihrem Anerbieten machen, denn sie hat doch selbst nichts übrig. Aber wohlgetan hat's mir doch! Ich könnte Dir noch tausend ähnliche bewundernswerte Züge dieser herrlichen Frau berichten, doch mangelt es mir an Zeit. Also genug für heute. Gruß, Schluß, Kuß! Dein Gusti."

Den ganzen Vormittag ging Frau Gersdorfer dieser Brief im Kopf herum. Irgend etwas beunruhigte sie daran, doch konnte sie nicht darauf kommen, was es war.

Sie empfand es sehr ärgerlich, daß ihr Gatte gerade heute nicht daheim war. Aber in Schloßstädt war alles ein wenig außer Rand und Band durch die heute stattfindende Bürgermeisterwahl. Es hatte sich in letzter Zeit eine starke Strömung gegen den bisherigen Bürgermeister, dem man Lauheit und Nachlässigkeit vorwarf, gebildet. In Dr. Erling, einem sehr energischen, streng rechtlichen Mann, war ein neuer Kandidat aufgestellt worden, dessen Wahl seine Anhänger heute durchzusetzen hofften.

Gelang diese Wahl, so war dies für Gersdorfer und manche andere, die bisher ungestört im Trüben fischen konnten, ein harter Schlag.

Kein Wunder also, daß es Herrn Leopold daheim keine Ruhe gelassen hatte und er mit einigen Freunden im „Roten Löwen" das Ergebnis der Wahl abwartete.

Eine Stunde nach Tisch kam er sehr verstimmt heim. Dr. Erling war wirklich zum Bürgermeister gewählt worden, und wie es nun mit den bisher so einträglichen Lieferungsgeschäften weitergehen werde, wußte kein Mensch.

„Neue Besen kehren scharf. Ich fürchte, Erling wird seine Nase in alles stecken und Hobinger fortan einen schweren Stand haben."

Frau Gersdorfer, die sich sonst sehr lebhaft für die Sache interessiert hätte, hörte heute mit halbem Ohr auf die Auseinandersetzungen ihres Mannes.

„Von Gusti ist endlich ein ausführlicher Brief gekommen", sagte sie dann, die erste Pause benutzend und schob Gersdorfer das Schreiben ihres Sohnes zu. „Bitte, lies ihn aufmerksam. Ich kann nicht recht klug daraus werden."

Herr Leopold las den Bericht des Sohnes, runzelte die Stirn und schob die Briefblätter dann schweigend in den Umschlag zurück.

Die Lektüre hatte seine Laune nicht verbessert.

„Nun, was hältst du von dieser Familie Chodenska?"

„Nichts natürlich", antwortete er verdrießlich. „Polnische Wirtschaft. Gusti hat sich natürlich Hals über Kopf in die geschiedene Frau verliebt und hängt vorläufig fest in ihren Netzen."

„Um Gotteswillen — das glaubst du wirklich?"

„Was denn sonst? Man kann es ja zwischen den Zeilen lesen. Wahrscheinlich sieht sie noch leidlich jung und hübsch aus. Da ist nichts zu machen. Man muß noch froh sein, daß der Mann noch lebt. Sonst brächte sie den Jungen am Ende noch dazu, sie zu heiraten. Zu dumm, daß Gusti sich auf solchen Blödsinn einließ!"

Frau Magdalena war außer sich. Am liebsten wäre sie nun sofort nach Warschau gefahren, um ihren Sohn aus den Netzen dieser Circe mit Gewalt zu befreien.

Aber ihr Mann machte ihr begreiflich, daß da jede Einmischung nur Oel ins Feuer wäre. Nichts dergleichen tun sei am klügsten. Derlei Dinge gingen dann von selbst vorüber und Gusti sei ja gottlob keiner von den allzu Beständigen.

Immerhin — die glänzende Heirat wurde dadurch nun wieder in unbestimmte Entfernung geschoben! Das brachte Frau Magdalene am meisten auf. Es dauerte lange, ehe sie sich entschließen konnte, Gustavs Brief zu beantworten, und dann überging sie die Familie Chodenska völlig mit Stillschweigen.

In Schloßstädt floß das Leben ziemlich gleichmäßig dahin, abgesehen von einzelnen Lokalereignissen, die vorübergehend alles in Bewegung setzten.

So zum Beispiel Cilla Hechts Heirat mit Alfred Stonner, die mit großer Pracht gefeiert wurde und eine Woche lang in allen Häusern den ausschließlichen Gesprächsstoff bildete. Dann Thilde Hobingers Verlobung mit Ehrhardt, die schon acht Tage später wieder auseinanderging und gleichfalls viel besprochen wurde.

Es hieß, Thilde habe sich mit Ehrhardt nur verlobt, weil sie dadurch einer Werbung Kassatis ausweichen wollte, der sie schon lange umschwärmte und sich durchaus nicht länger hinhalten ließ. Thilde hatte Kassati Hoffnungen gemacht und dieser forderte ernstlich, daß sie nun auch jeden Verkehr mit anderen Herren aufgeben müsse, wozu sich aber Thilde durchaus nicht verstehen wollte.

Darauf verlegte sich Assessor Kassati aufs Beobachten seiner Angebeteten, legte dem alten Hobinger ein ganzes Sündenregister seines Töchterchens vor und suchte ihm begreiflich zu machen, daß es höchste Zeit sei, Thildes Geschick in feste Hände zu legen.

Dem ebenso nachsichtigen als bequemen Papa war die ganze Geschichte äußerst lästig. Denn erstens spielte er daheim höchst ungern den Wau-wau, zweitens kam er gegen Thildes Mundwerk überhaupt nicht auf und drittens fürchtete er sich vor nichts so sehr als vor ihren Tränen.

Andererseits ersah er aus Assessor Kassatis Mitteilungen, daß sein Töchterlein höchst unbesonnen gewesen war und dabei in aller Harmlosigkeit um ihren guten Ruf kommen würde, wenn man ihr nicht das Handwerk legte.

Sanfte Vorstellungen, die Herr Hobinger wagte, wurden von Thilde sofort mit aufgebrachten Gegenreden zum Schweigen gebracht und dann zur Vorsicht noch in Tränen ertränkt.

Fluchtartig, wie ein begossener Pudel, verließ Herr Hobinger dann das Haus, um sich bei seinem Dämmerschoppen von den Aufregungen des häuslichen Familienlebens zu erholen.

Immerhin wurde es ihm mit jedem Glas Bier klarer, daß in der Sache etwas geschehen müsse. So kam es, daß eine Stunde später daheim der Bierjunge aus dem Roten Adler erschien und ein Brieflein für Fräulein Thilde brachte.

Es war von ihrem Vater und lautete ziemlich lakonisch:

„Liebe Thilde, so geht es wirklich nicht weiter, daß Du alle an der Nase herumziehst und keinen nimmst. Du bist schon im Gerede, wie mir Kassati sagt, und es kann Dir passieren, daß dann zuletzt Dich keiner nimmt. Ich verlange daher auf das ernstlichste, daß Du sofort eine Auswahl triffst und Dich binnen 24 Stunden mit einem Deiner Bewerber verlobst, damit einmal Ruhe ist.

Dein Vater."

Thilde wußte nicht, sollte sie lachen oder wütend sein und entschloß sich daher für beides. Sie war wütend auf Kassati, „der ihr diese Suppe eingebrockt hatte", und lachte über des Vaters Befürchtung, daß „zuletzt keiner sie wollen könne", wenn man einiges Vermögen mitbekam und leidlich hübsch und nicht auf den Kopf gefallen war!

Dann überlegte sie kurz. Ehrhardt erwartete sie in einer Viertelstunde auf der Bismarckhöhe. Der hübsche Hermann Roden, der seinerzeit Cilla den Hof machte und seit deren Verheiratung Thilde nachlief, war von ihr aufs Walberitzer Tor bestellt worden, und drüben, am anderen Ende der Stadt, wo es zur kleinen Festung ging, wartete der neue Postassistent Schwandtner, und unter irgendeinem Haus lauerte ihr gewiß Kassati auf, um sie zu beobachten.

Aber dieses Ekel sollte nun gründlich bestraft werden! Er hatte wohl geglaubt, in die Enge getrieben, werde sie ihn nehmen? Da würde er sich aber schneiden ... nun erst recht nicht!

Thilde stülpte ihren Hut achtlos auf den wuscheligen Blondkopf, nahm Schirm und Handtäschchen und schlüpfte zum rückwärtigen Hoftor hinaus.

Aber sie ging nicht direkt auf die Bismarckhöhe, sondern zuerst nach der Weinhandlung Jobst, wo der junge Wilhelm Jobst, ihr Kindergespiele, um diese Zeit die Kunden bediente. Ihm erzählte sie alles. Denn das war seit jeher so zwischen ihnen, sie zankten sich fast beständig, wenn sie beisammen waren, vertrauten einander aber alles an, was sie bewegte, und hielten sich in allen Nöten wie die besten Kameraden.

Wilhelm Jobst war ein Riese an Gestalt, ein Kind, was sein Herz anbelangte, und aus übertriebener Gutmütigkeit völlig willenlos seiner sehr herrschsüchtigen, egoistischen Mutter gegenüber, die seit dem Tode ihres Gatten die Herrschaft im Geschäft völlig an sich gerissen hatte, obwohl dieses dem einzigen Sohn gehörte.

Dieser Punkt war auch ein Hauptzankthema zwischen ihm und Thilde.

Heute nun hörte er seine kleine Freundin anscheinend auch teilnahmlos an, staubte mit einem weichen Federbesen die auf den Regalen stehenden Weinflaschen ab und sagte kein Wort, als sie schwieg.

In Thilde stieg schon wieder neuer Zorn auf.

„Hast du nicht gehört, was ich dir sagte, Willi? Verloben soll ich mich! Vater will es. Weil dieses Ekel von Kassati ihm mit lauter dummem Gewäsch den Kopf voll machte! Als ob es mir je eingefallen wäre, seine Verliebtheit ernst zu nehmen!"

„Hm — ich sagte dir immer, daß es so oder ähnlich kommen werde. Männer sind keine Puppen. Nimmst du es nicht ernst, so tun sie es, und nun wirst du dran glauben müssen."

„Was? Ich soll den Kassati nehmen?" schrie Thilde empört.

„Oder einen anderen!" nickte Jobst seelenruhig.

Sie starrte ihn wild an.

„Etwas Gescheiteres weißt du nicht?"

„Nein."

Thilde riß ihren Sonnenschirm, den sie auf den Ladentisch gelegt hatte, so stürmisch an sich, daß sie zwei leere Fläschchen mit hinunterfegte, stieß mit dem Fuß die Scherben von sich und machte kehrt.

„Ekel!" sagte sie zornig. „Du bist ja noch dümmer als der Kassati!"

Jobst lächelte, als hätte sie ihm die größte Schmeichelei gesagt, schwieg aber.

Thilde stieß die Tür auf. Schon halb auf der Straße fuhr sie noch einmal herum.

„Sage mir wenigstens, welchen ich nehmen soll!"

Er zuckte gelassen die Achseln.

„Mußt du selber wissen!"

Klirrend flog die Ladentür zu. Thilde war ohne Gruß davongestürmt.

Als Stadtsekretär Hobinger sich eben anschickte, mit seinem Freunde den „Roten Adler" zu verlassen, brachte auch ihm der Bierjunge ein Brieflein: Thildes Antwort.

Schmunzelnd erbrach er es und las: „Eben mit Ehrhardt verlobt. Jetzt habt Ihr alle Euren Willen! Thilde."

Natürlich drängte es Hobinger nun so rasch als möglich heim. Assessor Ehrhardt war ihm als Schwiegersohn ganz recht. Er hatte keine Schulden, war auch sonst ein solider, lebenstüchtiger Mensch und, was Hobinger bis